

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4568) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion:
Dr. Bruno Schoenlank.

Inserate werden die 5spaltige Zeitspalte ober deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Obstruktion.

Leipzig, 28. Mai.

Die schwere Niederlage, die die Sozialdemokratie den gegen die geistige Freiheit verschworenen Junkern und Pfaffen bei der Beratung der lex Heinze durch ihre entschlossene und zähe Obstruktion beigebracht hat, läßt die reaktionäre Presse nicht zur Ruhe kommen. In hellen Flammen züngeln Hut und Haß aus den Blättern hervor, die angeblich den „Patriotismus“ für sich gepachtet haben, in Wahrheit aber nur Knebel- und Deutepolitik treiben. Die konservative Demagogie würde selbst keinen Augenblick anstehen, Obstruktion im größten Maßstabe zu treiben, wenn es ihrem Interesse förderlich wäre, und sie ist in der Wahl ihrer Mittel überhaupt nie zurückhaltend gewesen. Zu einem Punkte aber ist diese Demagogie allen ihren Gegnern entschieden über, nämlich in der Ueberhebung und Annahmung, mit der sie Anderen als Verbrechern anrechnet, was sie selbst thut, und in der Dreistigkeit, mit der sie ihre Deutepolitik für das Interesse der Gesamtheit ausgiebt.

Konservative Organe, die Kreuzzeitung mit ihrer neuen Herde Mag Lorenz natürlich voran, behaupten, die Obstruktion sei eine Vergewaltigung der Mehrheit, ein „Mißbrauch der Geschäftsordnung“ gewesen. Wenn diese geistvolle Auffassung von dem vielberufenen Lorenz herrührt, dann kann man ihm gratulieren; dann hat er auf seinem Zickzackwege von der Sozialdemokratie zu den Reaktionsären der äußersten Rechten wenigstens etwas gelernt; die Künzler der konservativen Demagogie sind ihm schon gefällig. Bieleicht weiß er nicht, daß die Konservativen auch schon Obstruktion getrieben haben. Aber halt, Bauer, das ist etwas ganz — anderes. Wenn es die Konservativen thun, so geschieht das „im Interesse der guten Sache“; wenn es die Sozialdemokraten thun, ist es „Mißbrauch der Geschäftsordnung“. Gerade so wie der „selbige“ Pitty das allgemeine Wahlrecht beurteilte. Wo konservative Abgeordnete gewählt wurden, da hatte sich das allgemeine Wahlrecht „bewährt“; wo Sozialdemokraten gewählt wurden, hatte man das allgemeine Wahlrecht „mißbraucht“. Und damit basta!

Niemand wird diese demagogischen Seitwärtzereien allzu ernst nehmen; es werden aber gewisse Drohungen daran geknüpft, und das fordert zu einigen Betrachtungen heraus. Die Kreuzzeitung denunziert den Professor Vitz in ihrer Hut als Helfershelfer der „Umsturzpartei“ und meint, das patriotische Gefühl der Jugend müsse durch sein Auftreten verwirrt werden. Also wohl Disciplinaruntersuchung gegen den Professor!

Das Junkerblatt meint dazu, die Umsturzpartei werde sich mit dem einen Erfolge nicht begnügen und es sei zu befürchten, daß sie den Mißbrauch der Geschäftsordnung wiederholen werde, wenn es sich um „die Existenz des Vaterlandes“ handle. Eine ministerielle Korrespondenz befürchtet ähnliche Gefahren und meint, innerhalb der Mehrheit müsse mehr und mehr das Gefühl erstarken, daß solche Vergewaltigungen für die Zukunft unmöglich gemacht werden müßten.

„Die Existenz des Vaterlandes!“ Nach der Meinung der Kreuzzeitung steht diese ganz gewiß auf dem Spiel, wenn es sich um eine Erhöhung der Getreide- und Fleischzölle oder um eine neue Liebesgabe handelt.

Indessen werden die vereinigten Reaktionen es wohl bleiben lassen, an der Geschäftsordnung zu rütteln. Denn keine Partei weiß heute, ob sie nicht morgen selbst in die Lage kommen kann, sich auf die Geschäftsordnung zu stützen, wenn sie von einer Mehrheit rücksichtslos niedergestimmt werden soll. Die Geschäftsordnung hat eben solche Bestimmungen erhalten, einzig und allein zu dem Zweck, damit eine Minderheit nicht ohne weiteres vergewaltigt werden kann. Und wenn dann eine Minderheit davon Gebrauch macht, so ist das ihr gutes Recht und nicht ein „Mißbrauch der Geschäftsordnung“. Das ist auch vom Präsidenten des Reichstags ausdrücklich betont worden.

Man hat die Obstruktion nicht mutwillig und ohne Grund begonnen. Sie sollte dem Centrum zeigen, daß es doch mehr machen könne, was es will, auch wenn es über eine Mehrheit verfügt. Und daß dies geschah, war gut, denn man war gerade daran, die Minderheit brutal zu vergewaltigen.

Die politische Situation erheischte für die Sozialdemokratie mit Notwendigkeit die Anwendung des äußersten parlamentarischen Kampfmittels, der Obstruktion, um dem Centrum den schlagenden Beweis dafür zu erbringen, daß seine Kraft und Machtprobe, auf die es ihm in erster Reihe ankam, mit einem Flasko enden mußte. Die Kunstparagrafen der lex Heinze, die der Mehrheit des deutschen Volkes ein Greuel gewesen wären, die die bereits heute die Kunst einengende reaktionäre Polizeityrannie noch verschlimmert hätten, sind gefallen, das Centrum ist unterlegen.

Dazu kam, daß sich die im deutschen Reichstag gemachte Obstruktion in gewissen Grenzen hielt. Sie war bei weitem nicht so lärmend und ungestüm, wie die im österreichischen, italienischen oder französischen Parlament, oder wie seiner Zeit die Obstruktion der Iren im englischen Unterhause. In jenen Ländern hat noch niemand davon gesprochen, daß

die Existenz des Vaterlandes durch parlamentarische Obstruktion bedroht sei.

Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß nunmehr im deutschen Reichstag öfter als früher das Mittel der geschäftsordnungsmäßigen Obstruktion angewendet werden wird. Die Sozialdemokratie wird das, soweit sie beteiligt ist, ganz gewiß nicht übertreiben. Sie wird jedenfalls von Fall zu Fall die Dinge sorgfältig prüfen und wird nur im Notfalle zu dem Mittel der Obstruktion greifen; auch nur in dem Falle, wenn sie wirklich von Nutzen ist. Die Sozialdemokratie ist in ihrer gegenwärtigen Fraktionsstärke sogar, wenn sie Obstruktion machen will, auf die Unterstützung bürgerlicher Parteien angewiesen; sie kann also gar nicht so willkürlich in dieser Sache vorgehen, wie die reaktionäre Presse behauptet.

Der Kerger der Kreuzzeitung und anderer gefinnungsverwandter Blätter ist sehr begreiflich. Aber wie sind außer stande, diese Sache tragisch zu nehmen. Die „Scharfmacher!“ hat sich abgenutzt und es ist niemand mehr damit zu erschrecken. Nicht einmal der Freisinn, der doch sonst mit dem roten Gespenst so leicht erschreckt werden konnte, ist diesmal von irgendwelcher Furcht angekränkt. Ohnedies weiß man ja doch, daß die Regierung herzlich froh ist, durch die Obstruktion über eine so schwierige Entscheidung, wie es die Annahme oder Ablehnung der lex Heinze für sie gewesen wäre, hinweggekommen zu sein. Wer soll denn da eigentlich „scharf gemacht“ werden?

Die ewigen Drohungen der konservativen Demagogie erinnern nachgerade an die Drohungen des berühmten Prahlhanfes Rodomont im Nasenden Roland. Bald wollen sie das allgemeine Wahlrecht abschaffen, bald wollen sie ein neues Sozialistengesetz herstellen, bald wollen sie die Sozialdemokratie überhaupt vernichten und bald wollen sie die Umwandlung Deutschlands in einen Industriestaat verhindern. Sie haben übles weit mehr als genug geschaffen, das ist wahr, und haben unsere politischen Zustände ganz wesentlich verschlechtert. Aber sie können doch nichts allein zu stande bringen, sie sind auf die Hilfe anderer angewiesen, und da sollten sie nicht so großspurig einherstolzieren. Denn das Centrum ist für sie doch nicht zu allem zu haben.

Durch Dreistigkeit kann man allerdings in der Politik viel erreichen. Aber es gehören zwei dazu, einer, der verblüfft und einer, der sich verblüffen läßt. Und die Sozialdemokratie läßt sich durch drohende Redensarten der Herren Junker ganz gewiß nicht verblüffen.

Die Reaktionen haben für jedermann, der nicht in das große Nachtwächterhorn blasen will, nur Gewaltmaßregeln, Brutalitäten, Ausnahmegeetze und Achtung. Und sie selber

Seuilleton.

Wachdienst verboten.

Lotti, die Uhrmacherin.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

V.

Vor fünfzehn Jahren, an einem Winternachmittage, war ein junger Mann in der Werkstätte Fehlers erschienen und hatte ihm eine alte Uhr gebracht, mit der Bitte, sie zu schäzen. Während Fehler die Uhr betrachtete, betrachtete der junge Mann ihn so aufmerksam, wie ein Maler es thut, der sich das Bild eines Menschen, den er aus dem Gedächtnis malen soll, einzuprägen sucht.

„Dies ist,“ sprach Fehler, nachdem er seine lange und sorgfältige Untersuchung beendet hatte, „ein kostbares Stück.“ Er rief seine Tochter herbei, um auch ihre Meinung zu hören.

„Wie?“ sprach der Fremde ein wenig spöttisch und sehr erstaunt, „sind Sie Kennerin, mein Fräulein?“

Lotti schloß den Blick auf sich ruhen, mit dem fast alle jungen Männer, denen sie zum erstenmal begegnete, sie ansahen; den Blick der deutlich fragt: Was willst Du in der Welt? und an den ein nicht hübsches Mädchen sich gewöhnen muß.

Sie nahm die Uhr aus der Hand ihres Vaters und erkannte in dem kleinen Kunstwerk sogleich einen Taschenuhrenchronometer von Emmerly mit Rudgescher Hemmung.

Der Fremde lachte herzlich auf, „als sie das sagte.“

„Ist's richtig, Herr Fehler?“
„Ganz richtig,“ erwiderte der, unangenehm berührt von dem über Gebühr zutraulichen Wesen des jungen Mannes, der an die Seite Lottis tretend, in seinem früheren Tone fortfuhr:

„Sie können mir vielleicht auch sagen, was diese Uhr wert ist?“

Lotti schüttelte den Kopf. „Was sie jetzt wert ist, kann ich nicht sagen; als sie neu war, sind gewiß nicht weniger als 150 Guineen für sie bezahlt worden.“

„Als sie neu war? Und wann mag das gewesen sein?“

„Vor siebzehn Jahren etwa.“

„Ich bewundere Sie!“ rief der junge Mann äußerst belustigt; „das alles erkennen Sie so auf den ersten Blick?“

„... Jetzt aber die letzte, wichtigste Frage: Wieviel ist sie heute, wieviel ist sie Ihnen wert?“ fügte er zu Fehler gewendet hinzu.

„Sie wäre mir sehr viel wert, wenn ich nicht eine ganz ähnliche besäße.“

„Ah! In Ihrer Sammlung? ... Wenn Sie doch wüßten, Herr Fehler, wieviel gutes und schönes ich schon von ihr gehört habe, von dieser Sammlung, und wie glücklich ich wäre, sie kennen zu lernen ... Wenn Sie das wüßten — Sie würden mir den elenden Vorwand verzeihen, den ich gebraucht habe, um mich bei Ihnen einzuschleichen.“

Er legte eine gründliche Weichte ab.

Er hieß Hermann von Falwig, war ein kleiner Beamter und nebenbei ein ganz kleiner Poet und arbeitete eben an einer Novelle, in der eine alte Uhr eine große Rolle zu spielen hatte. Die mußte geschildert werden, und um das zu können, brauchte er Modelle, brauchte er vor allem einige fachmännische Kenntnisse.

„Nehmen Sie mich ein wenig in die Lehre, bester Meister,“ schloß er, „würdigen Sie mich eines Einblickes in Ihre Sammlung — Ihr Heiligthum, wie ich höre. — Daß ich ein ausgezeichnete Schüler sein werde, das verspreche ich nicht, aber ein dankbarer bin ich gewiß!“

Fehler sah den hübschen blonden Gesellen ein Weitzchen nachdenklich an. Ihm gefielen seine fröhlichen blauen Augen und die sorglose Sicherheit, das muntere Selbstvertrauen, mit denen er sich auf die Reise durchs Leben zu begeben schien. Schweigend holte der alte Mann aus der Sammlung einige schöne Exemplare herbei und begann ihre Eigentümlichkeiten und Vorzüge mit der Wärme eines Liebhabers auseinanderzusetzen.

Falwig unterbrach ihn anfangs sehr oft; er konnte die Scherze nicht unterdrücken, die ihm alle Augenblicke auf die Lippen traten. Allmählich jedoch wurde er still. Das Herablassende und oberflächliche Interesse, das er für einige Favoritinnen aus dem Uhrenharem“ gezeigt hatte, verwandelte sich in ein gespanntes. Den Kopf in die Hand gestützt, sah er bald die Uhren auf dem Tische, bald den Meister, zuletzt nur noch diesen an, und dabei erblickte der Ausdruck einer so innigen Freude und Verehrung seine Züge, daß Fehler dachte: dem Burschen könnt' ich gut sein — trotz des Leichtsinns, mit dem er vorgab, eine Emmerly verkaufen zu wollen.

Der Bursche aber richtete sich plötzlich auf. „Was für Augen haben Sie!“ rief er, „was Ihnen ein Mädchen, eine Spinne, ein Ornament, ein Stückchen Email nicht alles erzählen kann! ... Was für Augen und was für ein Herz ... Sie sind ein Künstler! ...“

Er deutete nach dem Schranke, dem Fehler die Uhren entnommen. „Das Kästchen dort ist für Sie, was für einen Poeten ein Schrein voll der köstlichsten Werke, großer